

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 23 Beilage zur Gleichheit 1915

Inhaltsverzeichnis: Das Ideal. Gedicht von Sully Prudhomme. — Bürgerliche und proletarische Kriegsliteratur. Von Hl. — Quart und Gelatinegerichte für fleischlose Tage. — Zum Nachdenken. — Feuilletton: Die Mutter des Ungeheuers. Von Maxim Gorki.

Das Ideal.

Ein höchstes Ziel begleitet alle Herzen;
Es birgt sich unserm Blick und zieht uns doch hinan,
Und alle Edlen steh'n in seinem Bann,
In ihrer Freude Glut — in ihren bangen Schmerzen.

Dies Ideal besiegt selbst seine Spötter
An jenen Tagen, wo in heil'gem Grimme
Posaunenmächtig eines Volkes Stimme
In Trümmer stürzt das alte Reich der Götter.

Dann läßt uns jäh die trunk'ne Seele ahnen:
Einst baut hinieden sich ein letztes Reich,
In dem der Bettler und der König gleich,

Wo Hand in Hand, auf weiten, glücklichen Bahnen,
Die Stirnen leuchtend in der Sonne Meer,
Zieht siegekrönt der Brüder Schar einher.

Das ist in unsrer bangen Qual die Lichtung,
Die selig dämpft des Herzens heiß Begehrt.
Geblendet folgt das Aug' noch lang' der Richtung,
Wenn schon die Wetter droh'n — verderbensschwer . . .
Sully Prudhomme.

o o o

Bürgerliche und proletarische Kriegsliteratur.

Alles Dichten ist Erleben. Wo das Leben den Künstler nicht im Innersten packt, aufwühlt, wo seine Person sich nicht ganz hingibt, nicht ganz voll ist von dem Gegenstand seines Schaffens, da kommt keine große, bleibende Kunst zustande. Dazu gehört freilich auch, daß der Dichter ein Mensch ist, der das lebendige Geschehen, sei es sein eigenes, sei es seiner Umwelt, nicht nur an der Oberfläche, sondern in seinen Grundtatsachen erfährt; daß er mit allen Daseinsrätseln hadert; daß er nicht nur selber vom Leben aufgerührt sein will, sondern selber das Leben aufzurühren die Kraft hat.

Wer die bürgerliche Literatur der letzten Jahre zu verfolgen die traurige Pflicht hatte, konnte wohl erschrecken über die zunehmende Gedanken- und Erlebnisarmut, die sich hier offenbarte. Umsonst suchten die Dichter und Dichterinnen ihre geistige Fleischsucht hinter roter Schminke zu verdecken, machten interessante Seitensprünge ins Gebiet des Exotischen, des Ungeheuerlichen, des Krankhaften, suchten durch sprachliche Akrobatentüchlein und Seiltanzereien, durch Begriffsverwirrungen und Stimmungseffekte ihr geduldiges Publikum an der Nase herumzuführen. Sie bildeten sich selbst ein, ihre armelige Limonade sei schäumender Champagner, und die Allerflügsten gossen ein paar Tropfen melancholischen Magenbitters in das Getränk, damit man beim Trinken interessante Gesichtszüge ziele.

Doch auf die Dauer kann man der Welt kein X für ein U vor-machen. Was gesunde Wirklichkeitsmenschen waren, ließen Dichter Lyrik sein, gingen ihrem Erwerb nach, trieben ihre Politik, sorgten für ihre Erholung und lasen höchstens hier und da einen handfesten Roman, der wenigstens durch etwas Sensation und Spannung für die Zeit entschädigte, die man damit verplemperte. Auch bei geistig sonst hochstehenden Menschen konnte man häufig hören: Lyrik? Dafür fehlt mir das Verständnis. Das mag etwas sein für Träumer und Tageiebe, ist aber nichts für praktische Menschen, die mitten im wirklichen Leben stehen und hier zu handeln, zu kämpfen und zu wirken haben.

Der Dichter sah natürlich mit unsäglicher Verachtung auf solche Menschen herab. Ihm fiel es gar nicht ein, sich die Frage vorzulegen, ob nicht seine Kunst die größere Schuld an dem mangelnden Interesse so vieler sonst durchaus nicht ungebildeter Laien trage, ob die heutige Poesie nicht zum großen Teil den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben verloren habe und damit auch jedes Recht auf Verständnis und Liebe von seiten des lesenden Publikums.

Doch halt! Wir tun einem Teil unserer dichtenden Zeitgenossen bitter Unrecht. Sie haben schmerzvoll die aufgeblasene Nichtigkeit der modernen literarischen Produktion erkannt, sie wissen, daß auch Theater und Roman an derselben geistigen Mutarmut krank liegen, daß hier nur noch die Sensation, der Nervenkitzel ein volles Haus und einen gutzahlenden Leserkreis schafft, sie wissen das alles und leiden sogar manchmal darunter. Aber schon haben sie auch das Starnikel an den Ohren, das an allem Unheil schuld ist: unsere Zeit, unsere unsäglich tatenarme, inhaltslose Zeit. Wie soll man auch etwas erleben, wo kein großes Geschehen vorhanden ist? Soll man etwa über Parlamentsdebatten dichten? oder über Bergwerksaktien und die hohen Dividenden dieser oder jener Fabrik? So sprachen sie vor dem Krieg. Daß tatsächlich unsere Zeit eine gewaltige Zeit auch vor dem Kriege war, daß die Menschheit seit Jahrzehnten mitten in der tiefstgreifenden Revolution stand, die sie niemals durchgemacht hat, daß jeder Tag voll erschütternder Tragödien ist, voll himmelstürmender Hymnen und drohender Zornesfälle, daß der Dichter nur aus dem gärenden Chaos zu schöpfen brauchte, nur formen und fassen durfte; das konnten diese Herren und Damen der besseren Gesellschaft natürlich nicht wissen. Und wenn sie sich einmal herabließen, mit der „sozialen Frage“ zu lächeln, so kam dabei jene verknüpfte und verschrobene „soziale Lyrik“ heraus, die der Schrecken jedes unbefangenen proletarisch empfindenden Arbeiters ist. Man kann sich eben kein Erlebnis anempfinden, dessen Voraussetzung eine ganz andere Welt, eine Welt der Arbeit, der Entbehrungen und Opfer ist.

So haben denn die Mehrzahl unserer bürgerlichen Dichter bewußt oder unbewußt, heimlich oder offen eben nach dem unbekanntem großen Erlebnis gedürstet und ihm inzwischen allerlei Räucherwerk gestreut, wie weiland die Äthener dem „unbekannten Gott“. Nur daraus versteht man ihre plötzliche, schrankenlose Fruchtbarkeit in dem Augenblick, als der Weltkrieg ihnen die Köpfe heiß und die Nerven kribbelig machte. Nun war es da, das große Erlebnis, das heimlich ersehnte, das lang erwartete. Schon vorher hatte unter dem Eindruck der steigenden Rüstungen, der chronischen Kriegsgefahr das kriegerische Motiv eine Rolle vor allem im modernen Unterhaltungsroman zu spielen begonnen. Und wer die kriegerischen Dithyramben so mancher bürgerlicher Journalisten, Oberlehrer, Festredner kennen lernte, wer vor allem das Lob des Krieges in so manchem Jugendbuch, in so mancher Jugendzeitschrift las, der mußte, daß weite Kreise und gerade die geistig süßenden im Bürgertum den Krieg herbeisehnten, als den Vater aller großen Taten, aller männlichen Tugenden, als den erbarmungslosen Arzt ihrer eigenen Schwäche und Inhaltlosigkeit. Weil die weitesten Schichten des gebildeten Bürgertums kein großes Kulturziel besaßen, darum sie kämpfen konnten, so kam ihnen das Ziel des modernen Imperialismus gerade recht, und sie beeilten sich, ihm um die großmüchtigen Schultern das ideale Mäntelchen zu hängen, dessen er so bitter nötig bedurte. Der deutsche Gedanke in der Welt, die Erzieheraufgabe des deutschen Volkes, Deutschland als Ritter der Humanität und aller Gerechtigkeit — auf der anderen Seite derselbe Gesang über die Kulturmission Frankreichs, Englands, ja sogar eines Russland! Nun hatten endlich die Dichter, was sie brauchten: das große Erlebnis und das große Ziel. Die Begeisterung war da, es blieb nur zu zeigen, ob man die Fähigkeit besaß, den brodelnden Brei in die feste künstlerische Form zu gießen.

Die Verse wollten gebären — und heraus sprang eine winzige Maus. Der alte lateinische Vers findet immer wieder einen Vorgang auf den er paßt. Monatslang hat der freiziehende Parnas bürgerlicher Dichtkunst Feuer und Dampf gespielt. Wer aber auf einen wirklichen, achlunggebietenden Vulkan ausbruch wartete mit echter, glühender Lava, und dabei noch etwas Unterscheidungsvermögen besaß, mag bitter enttäuscht gewesen sein. Besonders die großen, anerkannten Modedichter machten furchtbare Pleite. Ein Hauptmann sang Gassenhauer ohne Wiß, ein Arno Holz versandte an die Redaktionen Schnadahüpfel, denen außer dem guten Geschmack sogar der Humor fehlte, ein Dörmann mißbrauchte seine Virtuosität zu seltsam pathologischen Satzungen, und noch schlimmer war, was gar die kleineren Geister, die Ganghofer, Zahn, Rudolf Herzog und Fulda verbrachten. Für Pathologen und Psychologen wird die Dichteritis und Spionitis des Herbstes 1914, wie sie unterschiedslos in allen kriegsführenden Ländern losbrach, ein interessantes wissenschaftliches Problem sein. Zum Glück liegt

es im Wesen solcher Krankheiten, daß sie nicht chronisch sein können. Der eiserne Kriegshammer hat mancher lyrischen Begeisterung den harten Dämpfer aufgesetzt, die alte Gloriole von Heldenkampf und Heldentod wurde ausgelöscht vom Blutregen der modernen Millionenkämpfe. Dem neuen Ereignis standen die bürgerlichen Modedichter so hilflos gegenüber wie den großen sozialen Kämpfen und wirtschaftlichen Umwälzungen vorher. Freilich mit dem Unterschied, daß für den Krieg das nötige Miterleben bei ihnen ja schon da wäre, wenigstens aus gesicherter Ferne, wenn nur auch ihre Fassungskraft und Ausdrucksmittel für die modernen kriegerischen Formen ausreichen würden. Der Krieg ist eben heute etwas so ganz anderes als noch Anno 70. Nicht nur die Masse, auch der Charakter hat sich von Grund aus verschoben. Sie sind selber zur Tragikomödie geworden, diese Dichter, die immer auf das große Ereignis warteten, und als es in ihrem Sinne nun da war, kein Fangnetz hatten, um es einzufangen und Nutzen daraus zu ziehen.

Man mag zum Weltkrieg stehen wie man will, man mag ihn bejubeln, mag seine unermesslichen Zerstörungen als unabwendbare Notwendigkeit betrachten, man mag ihn mit Entsetzen und glühendem Friedenswillen verfolgen, immer ist er ein Erlebnis, das den Künstler zu nachschaffendem Wilden reizt. Fragt sich nur, in welchem Geiste. Wo die Tendenz vorherrscht, dem Krieg eine harmlose, womöglich heitere Seite abzugewinnen, da ist die Sache von vornherein verpöcht. Der Krieg duldet nicht, daß man mit ihm spielt. Humoristische Kriegsgedichte haben angesichts solcher Schlachten wie die um Opatowitz, die Lorettoböhe oder am Dnjeper etwas abstoßend Groteskes. Eine Dichtung, die auch im Krieg nur die Idylle sucht, ist doppelt unaussehlich. Die hergebrachten kriegerischen Phrasen klingen hohl und unwahr. Der moderne Krieg kann keine großen Worte vertragen, keine Sentimentalitäten. Das Wort, um seine Grauen auszudrücken, ist noch nicht geprägt. An diesen Krieg künstlerisch herankommen kann man nur mit einer kalten, harten Realistik, die etwas vom Wesen seiner eisernen Disziplin, jener kurzen, mitleidslosen Schlachtbefehle an sich hat, durch die Tausende ohne ein Zucken in den sicheren Tod geschickt werden können.

Diese hatte, fast möchte ich sagen unpersonliche Realistik besitzt Karl Bröger.* Er ist kein bürgerlicher Dichter, sondern ein Proletarier. Schon vor einem Jahre hat er in einem Büchlein „Die singende Stadt“ (Fränkische Verlagsbuchhandlung) der modernen Großstadt und der proletarischen Massenarbeit Töne abgenommen, wie sie nur dem Gelingen, der diese Dinge intensiv, von Grund aus erlebt hat. Auch die Kriegsgedichte sind Erlebnis. Erlebnis eines Menschen, der mit heißem Gefühl und mit den geschärften Augen des Sozialisten die Welt um ihn her in ihren Schrecken wie in ihren Schönheiten erfährt, dessen Gehirn aber kühl und überlegen genug ist, um sich über das Erlebnis zu erheben und sich durch künstlerische Gestaltung von den erdrückenden Wirkungen zu befreien. Und darin liegt eben die Echtheit von Brögers Gedichten. Sie sind die Form, in der ein Proletarier, Sozialist und Künstler dem Weltkrieg gegenüber, der ihn geistig und leiblich zu verschlingen droht — Bröger ist Soldat und kehrte im Herbst schwerverwundet in die Heimat zurück —, Eigenart und männliche Haltung wahr. Bröger hat im Schützengraben und nachher in der Heimat gedichtet, weil er nur so geistig mit den auf ihn einströmenden Ereignissen fertig werden konnte. Seine Gedichte tragen den Stempel der Notwendigkeit und damit auch der Wahrheit. Damit verbindet sich eine bedeutende künstlerische Gestaltungskraft. Das ist keine Lyrik für weiferner Träumer oder Kaffeehausästheten, auch der harte Wirklichkeitsmensch wird von ihnen gepackt und erschüttert. Es seien nur einige genannt: Ein afrikanischer Sturmangriff, Ein Nachtgefecht, Der Tod von Arleux. Das den Toten des Weltkriegs gewidmete Gedicht „Gräber“ hat die „Gleichheit“ früher gebracht.

Tendenz? Wenn man unter Tendenz das ausgesprochene Werden für diese oder jene Ansicht versteht, so mangelt Brögers Gedichten die Tendenz. Sie wäre auch ganz unvereinbar mit der knappen Gegenständlichkeit seiner Darstellung. Brögers Poesie ist die Anschaulichkeit selber, in ihr wird nichts gesagt, alles handelt. Die Tendenz liegt im Geist, der aus diesen Darstellungen atmet. Und dieser Geist ist nicht der Geist verbohrtens Kaffees oder eines aufgeregten Rationalismus, sondern der Geist verführender Menschlichkeit. Besonders deutlich wird Brögers sozialistische Grundstellung da, wo er Helden schildert. Seine Helden sind auch im Kriege nicht die des kriegerischen Handwerks, sein Heldentum

beruht auf Taten der Menschlichkeit, der schlichten Arbeit für ein großes Ziel, der klagenlosen Pflichterfüllung in schwerer Zeit. Wo immer das geschieht: im Schützengraben, auf dem Schlachtfeld, in der Heimat, da sieht Brögers Auge Helden. Dabei kommt nicht in Betracht, ob man mit dem Ziel dieses Heldentums einverstanden ist oder nicht. Die Fähigkeit, sich aus reinen Beweggründen für das Wohl anderer zu opfern, macht den Helden. Solche Helden sind gezeichnet in den Gedichten: Die Soldatenfrau, Kameraden, Vier Männer und ein Held.

Während in den Kriegsgedichten im engeren Sinne alle persönlichen Empfindungen zugunsten der knappen Anschaulichkeit zurückgedrängt sind, findet das Innenleben des von der Heimat geschiedenen, vom Tod umlauerten Mannes seinen lyrischen Ausdruck in Gedichten wie „Heimat“ und „Feldweihnacht“. Besonders in „Feldweihnacht“ ist eine feine Zartheit, die zeigt, wie weit Brögers Herz von dem rauhen Bluthandwerk entfernt ist, zu dem seine Hand verdammt wird. Und doch nie eine Klage! Männlichkeit ist der Grundton dieser Gedichte, nicht die Männlichkeit der Phrase, sondern herber Verschlossenheit.

Die letzten zwei Gedichte bringen ein persönliches Bekenntnis des Dichters: seine politische Stellung zu den Problemen, vor die der Weltkrieg den sozialistischen Arbeiter stellt. Sie werden daher Widerspruch und Zustimmung erfahren, können also auch keine rein künstlerische Wirkung auf den Leser ausüben. Aber auch sie tragen den Stempel schlichter Aufrichtigkeit, entspringen aus einem Erlebnis und stehen schon dadurch weit höher als alle jene patriotischen Ergüsse unserer bürgerlichen Korpsphäen, die glauben, mit Gesinnungstüchtigkeit und schönen Worten ihre Ideenarmut vergolden zu können. Es steht zu erwarten, daß diesem einen Büchlein von Brögers Kriegsgedichten bald ein zweites folgen wird. -hl-

o o o

Quark und Gelatinegerichte für fleischlose Tage.

Fleisch war schon in den letzten Jahren ein seltenes Gericht auf dem Tisch vieler Arbeiterfamilien und kleinen Leute. Die Preise dafür stiegen zu hoch für ihren Beutel. Wie nun erst jetzt, seitdem der Krieg wütet und eine Verteuerung des gesamten Lebensbedarfs zur Folge hat! Die Fleischpreise haben ganz gewaltig angezogen. Nach Richard Calwers Monatsberichten über die Lebensmittelpreise hat sich zum Beispiel in Berlin von Mai 1914 bis Mai 1915 verteuert.

das Kilo Rindfleisch . . .	von 1,56 Mk. auf 2,11 Mk. + 55 Pf.
„ „ Kalbfleisch . . .	1,85 „ „ 2,55 „ + 70 „
„ „ Hammelfleisch . . .	1,77 „ „ 2,59 „ + 82 „
„ „ Schweinefleisch . . .	1,54 „ „ 3,03 „ + 149 „
„ „ Schweinefleisch . . .	1,85 „ „ 3,42 „ + 167 „
„ „ Schweinefleisch . . .	1,67 „ „ 3,57 „ + 190 „

Eine ähnliche Preissteigerung ist überall in den Reichs erfolgt. Unsere Hausfrauen wissen das aus bitterer Erfahrung. Regelmäßiger und genügender Fleischgenuß ist heute für weite Volkskreise unmöglich. Aber Fleischgenuß ist kein Luxus, er ist notwendig, um dem menschlichen Körper bestimmte Nährstoffe zuzuführen, die für seinen Aufbau und seine Erhaltung unentbehrlich sind und gerade im Fleisch leicht verdaulich, das heißt erschlossen und damit nutzbar gemacht werden. An erster Stelle kommt dabei das Eiweiß in Betracht. Wenn fleischarme oder gar ganz fleischlose Kost die Eiweißzufuhr für den Körper stark vermindert, so wirkt das um so nachteiliger auf die Gesundheit, als auch andere Nahrungsmittel von hohem Eiweiß- oder Nährgehalt überhaupt außerordentlich verteuert sind, so daß ihr Genuß eingeschränkt werden muß. So Brot, Mehl, Teigwaren, Eier, Milch, Butter usw.

Soll unter dem Druck der Umstände die Gesundheit vor Schaden bewahrt bleiben, so muß die Hausmutter darauf bedacht sein, ihren Küchensettel so zu gestalten, daß die Gerichte gerade an den fleischlosen Tagen bei möglichst geringen Kosten doch einen hohen Eiweißgehalt bieten. Quark und Speisegelatine entsprechen dieser Anforderung, und sie haben noch zwei andere Vorteile, die gesunder Ernährung zugute kommen. Ihre Verwendung ermöglicht es, auch den einfachen Tisch abwechslungsreich zu gestalten und mit recht wohlschmeckenden Gerichten zu bestücken. Wohlgeschmack und Abwechslung sind aber für Appetit und Verdaulichkeit von Wichtigkeit. Dabei ist noch besonders festzuhalten, daß so gut wie alle Quark- und Gelatinegerichte auch für Kinder, Schwache und Kranke wohlbeläunlich sind.

Im Quark, auch weißer Käse, Ludelesläse oder Topfen genannt, laßt die Hausfrau das Eiweiß am billigsten. Seine Billigkeit ist aber bekannter als sein hoher Nährgehalt, und deshalb wird der Quark noch nicht nach seinem Gehalt geschätzt, ja er gilt hier und

* Karl Bröger, „Aus meiner Kriegszeit“. Gedichte. Fränkische Verlagsanstalt, Nürnberg.

da für eine geringwertige Speise. Die Gelatine kennen viele Hausfrauen nur als Hilfsmittel bei der Bereitung von Gelee und Süßgen. Man bediente sich ihrer, um salzige oder süße durchsichtige Gallertmassen herzustellen. Daß die Gelatine von Bedeutung für die Ernährung ist, war nicht allgemein bekannt, wenngleich sie gelegentlich für Kranke mit schwachem Magen verordnet wurde. Die Gelatine steht auch für die Versorgung des Körpers mit Eiweiß nicht auf einer Stufe mit Fleisch, Quark, Hülsenfrüchten usw. Das Eiweiß, das sie enthält, ist anders zusammengesetzt als das der genannten Nahrungsmittel, es enthält nicht gewisse Stoffe, die für unseren Körper unentbehrlich sind, wenn er gesund bleiben soll. Allein die Gelatine hat einen anderen Vorzug: sie wirkt eiweißsparend, weil sie den Zerfall des Eiweißes verlangsamt, das sich in unserem Körper befindet. 100 Gramm Gelatine ersparen etwa 31 Gramm Eiweiß. Wenn das Pfund guter Speisegelatine auf 2,50 Mk. zu stehen kommt, so erspart die Hausfrau bei zweckentsprechender Verwendung 1,61 Mk. Wertvoll ist auch, daß mit Gelatine recht gute Gerichte aus Resten bereitet werden können.

Der Verwendung von Gelatine steht häufig das Vorurteil entgegen, sie werde aus unappetitlichen Abfällen von Fleisch, Fischen usw. hergestellt. Das ist nicht der Fall. Speisegelatine wird aus der Leimhaut von Kalbskopf und Kalbsfüßen bereitet. Freilich kommt nicht selten minderwertige Gelatine in den Handel. Wenn Gelatinegerichte nicht geraten, so ist meist die schlechte Qualität der Blätter daran schuld. Die Hausfrau muß also darauf sehen, daß sie gute Ware erhält. Im allgemeinen ist Gelatine um so besser, je dünner und durchsichtiger die Tafeln sind. Auch beim Einkauf dieses Nahrungsmittels heißt es, daß Probieren über Studieren geht. Die Hausfrau probiere erst einige Blätter einer angepriesenen Marke aus, laufe dann aber möglichst pfundweise ein, da sie in diesem Fall erheblich billiger kauft. Die Gelatine hält sich sehr gut, wenn sie trocken aufbewahrt wird.

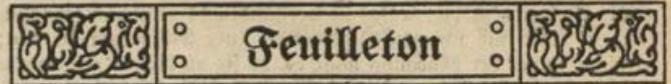
Die Gelatine muß für ihre Verwendung vorbereitet, aufgelöst werden. Ist sie von guter Qualität, so braucht man sie nicht einzuweichen, sondern nur abzuwaschen, darauf löst man sie in ein wenig heißem Wasser auf. Am besten geschieht das im Wasserbad oder auch, indem man das Gefäß mit ihr auf einen Topf usw. mit kochendem Wasser stellt. Die Gelatine selbst darf nicht kochen. Ist sie gut aufgelöst, so wird sie durch ein Sieb zu den anderen Zutaten des Gerichts gegeben. Alle salzigen und süßen Süßgen müssen gut und kräftig abgeschmeckt sein, ehe man die Gelatine dazu gibt, andernfalls werden sie fade. Will man besonders schöne, klare Süßgen haben, so ist das Verfahren etwas umständlich. Nachdem man den Saft oder die Brühe, aus der man die Gallerte bereiten will, kräftig süß oder gewürzt abgeschmeckt hat, gibt man die aufgelöste Gelatine dazu, schaumig, aber nicht steif geschlagenes Eiweiß und gut gewaschene zerleinerte Eierschalen, aus denen das Häutchen entfernt wurde. Nun stellt man die Flüssigkeit ans Feuer, schlägt sie so lange mit dem Schneebesen, bis sie kocht, nimmt dann den Topf vorsichtig vom Herd und läßt ihn 20 Minuten stehen. Darauf hebt man die Schaumdecke behutsam ab und gießt die Flüssigkeit durch ein feines Seichtuch. Damit die Süßgen sich gut stürzen lassen, muß man die Formen, ehe man die Masse hineingibt, mit kaltem Wasser ausspülen oder noch besser mit Mandelöl ausspülen. Im Sommer brauchen die Gerichte länger zum Festwerden und etwas mehr Gelatine als im Winter. Süßgen mit schweren Einlagen und manche Obstarten verlangen jeberzeit einen größeren Zusatz davon. Wenn man die Süßgen nicht stürzen will, so rechnet man auf ein Liter Saft oder Brühe 10 bis 12 Tafeln Gelatine, für zu stürzende Süßgen, die fester sein müssen, 2 bis 3 Blätter mehr. Man hüte sich davor, das schnelle Festwerden der Süßgen durch einen höheren Gelatinezusatz erzielen zu wollen. Ein Zubiel davon vermindert den Wohlgeschmack der Speisen. In folgender Nummer werden wir einige Vorschriften für Quark- und Gelatinegerichte bringen.

Zum Nachdenken.

Wenn es einen Glauben gibt, der Verge versehen kann, so ist es der Glaube an die eigene Kraft. Marx.

Es hat noch nie jemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte. Marx.

Es ist eine Klugheitsregel, niemals denen volles Vertrauen zu schenken, die uns auch nur ein einziges Mal getäuscht haben. Descartes.



Die Mutter des Ungeheuers.*

Von Maxim Gorli.

Ein stiller, glühend heißer Tag, das Leben steht still wie in heißerer Ruhe erstarret; gütlich und sanft blickt der Himmel herab wie ein blaues, klares Auge, in dem die Sonne funkelt gleich einer feurigen Pupille.

Das Meer liegt da wie aus glattem, blauem Metall geschmiebet; die bunten Röhne der Fischer stehen unbeweglich still, als wären sie in den Halbkreis des Meerbusens eingelötet, der einen leuchtenden Glanz ausströmt wie der Himmel. Wenn eine Wölve, trägt sie mit den Flügeln schlagend, vorüberfliegt, so sieht man im Meerespiegel einen anderen Vogel, weißer und schöner als der in der Luft.

Fern am Horizont, im Nebel, schimmert eine violette Insel, sie scheint auf dem Wasser zu schwimmen oder in der Sonne erglühend dahinzuschmelzen, ein einsamer Fels im Meere, ein wunderbarer, hell leuchtender Stein im Geschiebe des Meerbusens von Neapel.

Das zackige, steinige Ufer senkt sich zum Meere herab, von der dunklen Pracht des lodigen Weintaubs und dem Laubwerk der Apfelsinen-, Zitronen- und Feigenbäume umschattet und von dem matten Silber der Olivenblätter durchseht. Auf diesem, steil ins Meer herabstürzenden grünen Strom lächeln freundlich die goldenen, roten und weißen Blüten, und die gelben und orange-farbenen Früchte mahnen an die Sterne in einer warmen, mondlosen Nacht, wenn der Himmel dunkel und die Luft voller Feuchtigkeit ist.

Tiefe Stille am Himmel und auf dem Meere und eine große Ruhe im Herzen; man möchte aufhorchen, wie alles Lebendige stumm die Sonnengöttin preist.

Zwischen den Gärten windet sich ein Fußpfad hindurch, auf dem eine schlante Frau in einem schwarzen Kleide, auf dem hier und da braune Flecken bemerkbar sind, die die Sonne hineingebrannt hat, und dem man es schon von ferne ansieht, daß es geslickt ist, langsam zum Meere herabsteigt. Sie kommt barhäuptig dahergeschritten; ihr graues Haar, das ringelförmig auf die hohe Stirne, die Schläfen und die dunklen Wangen herabfällt, glänzt silbernen, und es scheint, als ließe sich dieses Haar nie glattkämmen.

Ihr Gesicht hat rauhe, scharfe Konturen; wenn man es einmal gesehen hat, so behält man es für immer im Gedächtnis. Der Hauch der Antike weht uns aus diesen trockenen Zügen entgegen, und wenn man den offenen, finsternen Blick ihrer Augen auf sich ruhen läßt, so denkt man unwillkürlich an die heißen Sandwüsten des Ostens, an Deborah und Judith.

Sie hält ihr Haupt über eine rote Stridarbeit gebeugt; die stählerne Stricknadel glänzt in der Sonne, der Wollknäuel ist irgendwo im Gewande versteckt und sieht so aus, als entspränge der rote Faden dem Busen der Frau. Der Weg ist launisch, steil, und man hört, wie die abbrödelnden Steine nach unten rollen, aber die Frau mit dem silbergrauen Haar steigt so sicher herab, als wüßten ihre Füße selbst den Weg zu finden.

Im Dorf erzählt man sich folgendes von ihr:

Sie ist die Witwe eines Fischers, der kurz nach der Hochzeit aufs Meer hinaus fuhr, um Fische zu fangen, nicht wiederkehrte und sie allein mit einem Kind unter dem Herzen zurückließ.

Als das Kind geboren wurde, versteckte sie es vor den Leuten; nie ließ sie sich mit dem Söhnchen auf der Straße sehen, trug es nie in die Sonne hinaus, um mit ihm zu prahlen, wie das alle Mütter gewöhnlich tun, sondern verbarg das in Lumpen gehüllte kleine Wesen im dunkelsten Winkel der Hütte, so daß lange Zeit hindurch keiner der Nachbarn wußte, wie der Neugeborene aussah — sie sahen nichts als seinen großen Kopf mit den ungeheuren, starren Augen in dem gelben Gesicht. Sie bemerkten auch, daß die Mutter, einst ein gesundes, frisches Wesen, das ehemals tapfer und fröhlich gegen die Not angekämpft und auch andere dazu ermutigt hatte, jetzt schweigsam und verschlossen war, stets traurig und nachdenklich dasaß und mit einem sonderbar fragenden Blick in die Ferne sah.

Kurze Zeit darauf jedoch erfuhren alle den Grund, warum sie so traurig war; das Kind war eine Mißgeburt, deshalb verbarg sie es vor den Leuten, und darum fühlte sie sich so ungeheuer bedrückt.

* Aus dem prächtigen Buch: Maxim Gorli, Märchen der Wirklichkeit. Berlin, Vadschnitows Verlag. Gerade jetzt ist es gut, wieder an diese von Blut und Duft erfüllten Klagen zu erinnern. Ein sozialistischer Dichter setzt hier dem arbeitenden Volke Italiens, das so tapfer um den Frieden gestritten hat, ein bleibendes Denkmal.

Die Nachbarn erklärten ihr, sie verständen es natürlich sehr gut, daß ein Weib sich schämte, die Mutter einer Mißgeburt zu sein; niemand außer der Madonna wisse es, ob sie an diesem grausamen Geschick schuld sei oder nicht, indessen das Kind sei doch sicherlich nicht schuld daran, und sie hätte unrecht, es des Sonnenlichts zu berauben.

Sie folgte dem Räte der Leute und zeigte ihnen den Knaben: seine Arme und seine Beine waren kurz wie die Flossen eines Fisches, der ungeheure, aufgedunsene Kopf konnte sich kaum auf dem dünnen, schwachen Hals halten, und das Gesicht glich dem eines Greises: die Augen waren trübe, die Wangen mit Falten bedeckt, und der breite Mund schien in einem toten Lächeln erstarrt zu sein.

Die Frauen weinten, als sie das Kind sahen, während die Männer beim Anblick der Mißgeburt kaum ihren Abscheu verbergen konnten und sich finstler entfernten. Inzwischen kauerte sich die Mutter auf dem Erdboden hin und verbarg ihr Haupt oder blickte die Anwesenden mit einem solchen Ausdruck an, als wenn sie eine stumme Frage an sie richten wollte, die niemand begriff.

Die Nachbarn fertigten für die Mißgeburt eine sargähnliche Kiste an, füllten sie mit Wollabfällen und Lumpen, setzten das Kind in dieses warme, weiche Nest und stellten den Kasten auf den Hof in den Schatten. Sie hofften insgeheim, daß die Sonne, die täglich Wunder verrichtet, hier ein neues Wunder vollbringen würde.

Aber die Zeit verging, und die Mißgeburt blieb sich immer gleich: ein ungeheurer Kopf und ein langer Leib mit vier kraftlosen Anhängseln; nur ihr Lächeln nahm immer mehr den Ausdruck unerfüllter Gier an, und der Mund füllte sich mit zwei Reihen scharfer, spitzer Zähne. Die kurzen Zähne lernten es allmählich, die Brotstücke, die man ihr reichte, zu ergreifen und sie in den großen, heißen Mund zu stopfen.

Es war stumm; aber wenn irgendwo in der Nähe gegessen wurde und der Speisegeruch sich bemerkbar machte, dann brüllte das mißgestaltete Geschöpf dumpf; es öffnete seinen Rachen, schüttelte den schweren Kopf hin und her, und seine trüben Augen bedeckten sich mit einem Netz kleiner, roter Adern.

Es aß viel, und seine Egidie nahm mit jedem Tage zu; unaufhörlich hörte man es brüllen; die Mutter arbeitete unermüdlich, aber meist gegen geringen Lohn; zuweilen fiel er überhaupt aus, aber sie klagte nicht und nahm nur ungern, aber stets stumm und wortlos die Hilfe der Nachbarn entgegen. War sie jedoch nicht zu Hause, so kamen die Nachbarn, durch das Gebrüll gereizt, in den Hof gelaufen und stopften Brotkrusten, Gemüse, Früchte und alles, was überhaupt genießbar war, in den unerfülllichen Rachen.

„Wald wird er dich völlig aufgesaugt haben!“ sagten die Leute zur Mutter. „Weshalb bringst du ihn nicht in irgend einem Asyl oder Spital unter?“

Sie entgegnete finster: „Laßt mich in Ruhe! Ich bin seine Mutter, ich habe ihn geboren und muß für ihn sorgen.“

Sie war schön, und mehr als ein Mann suchte sich ihre Zuneigung zu erringen, ohne daß auch nur einer dabei Erfolg gehabt hätte. Zu einem, der ihr mehr als die anderen gefiel, sagte sie einmal:

„Ich kann nicht dein Weib sein, ich fürchte mich, ich könnte ein zweites Ungeheuer gebären, und du würdest dich seiner schämen müssen. Nein, geh' lieber!“

Der Mann versuchte es, sie umzustimmen: er erinnerte sie an die Madonna, die gerecht gegen die Mütter ist und sie für ihre Schwestern hält. Aber die Mutter der Mißgeburt entgegnete ihm: „Ich weiß nicht, wozu meine Schuld besteht, und doch bin ich so hart bestraft worden.“

Er stellte sie an, weinte und wütete, sie aber sprach:

„Woran man nicht glaubt, das darf man nicht tun. Geh!“

Und er verließ sie, zog in die Ferne und verschwand für immer.

Sie aber fuhr lange Jahre hindurch fort, diesen bodenlosen Rachen mit den ewig beschäftigten Kinnbäden zu stopfen, diesen Rachen, der die Früchte ihrer Arbeit, ihr Blut und ihr Leben verschlang. Der Kopf des Ungeheuers wurde immer größer und furchtbarer und sah schließlich einer Kugel ähnlich, die immer drohte, sich von dem kraftlosen, dünnen Hals loszureißen und, träge hin und her schwanke und sich an den Ecken des Hauses stoßend, davonzurollen.

Wer nur einen Blick in den Hof warf, der blieb betroffen und erschrocken stehen, unfähig zu begreifen, was er vor sich sah. An der von Weinlaub umrankten Mauer, auf steinernen Fliesen, wie auf einem Opferaltar, stand ein Kasten, aus dem der Kopf des Ungeheuers hervorragte, der grell von dem grünen Hintergrund des Laubes abstach. Das gelbe, faltige, grobnochige Gesicht zog die Blicke aller Vorübergehenden auf sich; die stumpfen Augen, die aus

ihren Höhlen hervorzutreiben schienen, blieben einem noch lange im Gedächtnis haften; die breite, platte Nase zuckte, die unmäßig entwickelten Wadenknochen und Kiefern bewegten sich hin und her, die wellen Rippen bebten, ließen zwei Reihen raubtierartiger Zähne sehen und führten gleichsam ein Leben für sich; die großen, lauernden, tierischen Ohren standen nach beiden Seiten ab, und auf diese Maske fiel ein dichter Schopf schwarzer Haare herab, die sich kräufelten wie die Haare eines Negers.

Das Ungeheuer hielt stets etwas Eßbares in der kleinen, kurzen Hand, die der Tahe einer Eidechse glich, reckte den Kopf empor wie ein pickender Vogel und schnalzte und schnaufte laut, während es seine Nahrung verschlang. War es satt, so fleischte es die Zähne und startete die Leute an, während die Augen sich über dem Nasenbein zusammenzogen und einen trüben, gährenden Fleck auf diesem halbtoten Gesicht bildeten, dessen Bewegungen an die Agonie eines Sterbenden erinnerten. War das Ungeheuer hungrig, so streckte es den Hals vor, sperrte den Rachen weit auf, bewegte die dünne, schlangenhähnliche Zunge hin und her und brüllte ungeduldig.

Die Leute entfernten sich, Gebete vor sich himmelmelnd und das Kreuz schlagend; sie fühlten sich in diesem Augenblick an alles Böse erinnert, das sie erlebt, und an alles Unglück, das sie durchgemacht hatten.

Der alte Schmied, dessen Gedanken stets eine düstere Richtung nahmen, pflegte häufig zu sagen:

„Wenn ich diesen alles verschlingenden Rachen sehe, kommt es mir in den Sinn, daß ein ähnliches Ungeheuer auch meine Kraft verschlungen hat; es scheint mir dann, daß wir alle um der Schmaroher willen leben und sterben.“

In allen Leuten erregte dieser stumme Kopf traurige Gedanken und herzbelemmende Empfindungen.

Die Mutter des Ungeheuers schwieg und lauschte den Worten der Menschen; ihr Haar wurde schnell bleich, und das Gesicht bedeckte sich mit Falten; schon seit langer Zeit hatte sie das Rachen verlernt. Die Leute wußten, daß sie nächstlang unbeweglich in der Tür stand, als ob sie etwas erwartete. Achselzuckend bemerkten sie:

„Worauf wartest sie?“

„Trage ihn auf den Platz vor der alten Kirche!“ rieten ihr die Nachbarn. „Dort kommen Ausländer vorüber, die sicherlich nicht verabsäumen werden, ihm täglich ein paar Kupfermünzen zuzuworfen.“

Die Mutter fuhr erschrocken zusammen.

„Nein, das wäre zu furchtbar, wenn fremde Leute, die aus anderen Ländern kommen, ihn zu sehen bekämen. Was sollen sie dann von uns denken?“

„Überall gibt es Armut,“ entgegnete man ihr, „das wissen alle Leute!“

Sie schüttelte abweisend den Kopf.

Allein die Ausländer kamen, von Langeweile getrieben, auch in ihren Hof; sie war meist zu Hause, sah den Ausdruck des Efels und des Abscheus in den fatten Gesichtern dieser müßigen Leute und hörte es, wie sie mit verächtlichen Mienen und zusammengekniffenen Augen über ihren Sohn sprachen. Einige verächtliche, feindselige, triumphierende Worte schmerzten sie am tiefsten.

Sie prägte sich diese fremden Laute, in denen ihr italienisches Mutterherz einen kränkenden Sinn witterte, ein, und noch an demselben Tage ging sie zu einem bekannten Kommissionär und fragte ihn, was diese Worte bedeuteten.

„Es kommt darauf an, wer sie gesprochen hat!“ entgegnete er finster. „Diese Worte bedeuten: Die Italiener sterben schneller als alle romanischen Rassen. . . Wo hast du diese Drogenworte gehört?“

Sie entfernte sich, ohne ihm eine Antwort zu geben.

Am folgenden Tage geschah es, daß ihr Sohn zu viel von einer Speise aß, von Zukungen befallen wurde und starb.

Sie saß auf dem Hofe neben dem Kasten, die Hand lag auf dem Haupte ihres Sohnes, und die arme Frau blickte jedem, der zu ihr kam, um den Verstorbenen zu sehen, fragend und erwartungsvoll ins Antlitz.

Alle schwiegen, niemand richtete eine Frage an sie, obgleich viele den Wunsch hegten, sie zu beglückwünschen, weil sie jetzt von ihrer Sklaverei erlöst war, und sie zu trösten, weil sie ihren Sohn verloren hatte. Allein die Leute schwiegen, denn sie begriffen mitunter, daß man nicht jeden Gedanken aussprechen darf.

Langsam noch sah sie den Leuten erwartungsvoll ins Gesicht. Dann aber wurde sie ein ebenso schlichter und einfacher Mensch wie die anderen.